

Die Bedeutung kognitiver Mechanismen für die Kriegsakzeptanz vor und im Ersten Weltkrieg. Ein systemischer Ansatz

Marianne Müller-Brettel

Abstract

Am Beispiel des Ersten Weltkrieges wird untersucht, wie psychische Mechanismen zur allgemeinen Kriegsakzeptanz beigetragen haben. Ausgehend von Luhmanns Systemtheorie werden kognitive Mechanismen identifiziert, die eine Interpenetration des humanen und sozialen Systems ermöglichen. Es wird beschrieben wie a) simple Heuristiken in den militärisch geprägten Gesellschaften von 1914 Kriegsentscheidungen erleichterten; b) die menschliche Fähigkeit, Imaginationen zu entwickeln, zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Formulierung und Kommunikation illusionärer Kriegsvorstellungen durch Intellektuelle und Künstler unterstützte; c) der militärisch geprägte gesellschaftliche Raum, die kriegsbejahenden sozialen Repräsentationen und die von Gewalt und Gehorsam bestimmten Interaktions- und Erziehungspraktiken zur Entwicklung affirmativer Kriegsschemata führten. Dabei werden Perspektiven einer systemischen Friedenspsychologie aufgezeigt. In Exkursen werden die Rolle der Medien und die Kriegsbegeisterung im August 1914 diskutiert.

Schlagwörter

Simple Heuristiken, Imaginationen, Schemata, Systemtheorie, Friedenspsychologie

1. Krieg als Gegenstand der Psychologie

Kriegsführen setzt bestimmte gesellschaftliche Strukturen, sowie ökonomische und humane Ressourcen voraus. Ein Land, das keine Armee besitzt, kann keine Kriege führen. Auch gäbe es ohne die Fähigkeit, Waffen und Kriegsstrategien zu entwickeln, keine Kriege. Treibende Kräfte für den Ausbruch des Ersten Weltkrieges und das Führen dieses vierjährigen Krieges waren ökonomische, soziale und politische Faktoren. Doch es waren Menschen, die glaubten, Krieg sei ein geeignetes und legitimes Mittel der Politik, die Kriegsstrategien und Schlachtpläne entwickelten, die Kriegsentscheidungen trafen und Machtfantasien auslebten, die stolz auf die eigene Armee und bereit waren, ihr Leben für eine Idee wie die Verteidigung des Vaterlandes zu opfern. Somit sind Kriege auch Gegenstand der Psychologie.

1.1. Individuum - Gesellschaft

Gegenstand psychologischer Forschung ist das Individuum, das in die jeweiligen gesellschaftlichen Bedingungen eingebunden ist. Menschliche Entwicklung außerhalb sozialer Gefüge ist ebenso wenig möglich wie gesellschaftliche Entwicklung ohne kollektive, menschliche Tätigkeit. Nicht nur die psychische Entwicklung wird von den Strukturen der Umwelt geprägt, auch Strukturen politischer Institutionen, gesellschaftliche Vorstellungen und soziale Interaktionspraktiken hängen von der Art und Weise ab, wie Menschen denken, wahrnehmen und fühlen. Selbst Gottesvorstellungen sind nicht unabhängig von Merkmalen des Homo sapiens. Schon vor über 2000 Jahren stellte Xenophanes fest:

„Doch wenn die Ochsen und Rosse und Löwen Hände hätten oder malen könnten mit ihren Händen und Werke bilden wie die Menschen, so würden die Rosse rossähnliche, die Ochsen oxsenähnliche Göttergestalten malen und solche Körper bilden, wie jede Art gerade selbst ihre Form hätte“ (Diels/Kranz 1961: Fragment 15).

Bei der Analyse der psychischen Bedingungen von komplexen gesellschaftlichen Prozessen besteht die Schwierigkeit darin, die Gelenkstellen zwischen Individuen und Gesellschaft, zwischen psychischen Mechanismen und politischen Ereignissen, zwischen Psychologie auf der einen und Geschichte, Soziologie und Politologie auf der anderen Seite zu finden, ohne die Grenzen zwischen Psychologie auf der einen und Soziologie, Politikwissenschaft und Geschichte auf der anderen Seite zu verwischen.¹ Benötigt wird ein Konstrukt oder Modell, das einen so hohen Abstraktionsgrad besitzt, dass es in den unterschiedlichen Disziplinen anwendbar ist. Dass also die jeweiligen Disziplinen, ähnlich wie Zahnräder eines Uhrwerks, ineinander greifen und sich gegenseitig anstoßen ohne ihre Eigenständigkeit aufzugeben oder gar miteinander zu verschmelzen.

Ein solcher Ansatz, quasi eine ‚Mathematik für die Sozialwissenschaften‘, ist die Systemtheorie Luhmanns. Ihre hohe Abstraktheit und Wertfreiheit, die von vielen Sozialwissenschaftlerinnen und Soziologen als ‚inhuman‘ und ‚unmoralisch‘ kritisiert wird, ist in meinen Augen gerade ihre

¹ Nicht selten wird in der Psychologie die Analyse psychischer Mechanismen von politischem Verhalten ersetzt durch eine politische Diskussion der jeweiligen Ereignisse, während in der politischen Diskussion politische Prozesse psychologisiert werden, indem sie auf psychische oder psychopathologische Eigenschaften der jeweiligen Akteure reduziert werden.

Stärke. Das Konstrukt System ist auf alle maschinellen, organischen, sozialen und psychischen Gegebenheiten anwendbar (Luhmann 2015: 16) und ermöglicht so die Kommunikation zwischen unterschiedlichen Disziplinen. Auf welche Weise findet nun das Zusammenspiel von humanen und sozialen Systemen statt, ohne dass das eine System in dem anderen aufgeht? Welche psychischen Mechanismen ermöglichen die gegenseitige Durchdringung – Luhmann nennt sie Interpenetration (Luhmann 2015: 286-345) – des psychischen und gesellschaftlichen Systems? Dabei geht es nicht um Überlappung und proportionale Anteile, sondern um die Frage, wie das soziale System als Umwelt des Systems Mensch und umgekehrt wie das System Mensch als Umwelt des Systems Gesellschaft wirkt. Also um den Beitrag, den die jeweilige Umwelt zum Aufbau eines Systems leistet und damit sowohl der eigenen wie auch der Stabilisierung und Reproduktion des aufnehmenden Systems dient. Dabei kann die Umwelt, also das penetrierende System manches enthalten, was für das aufnehmende System „wichtiger ist als Bestandteile des Systems selbst“ (Luhmann 2015: 289). Umgekehrt kann das „aufnehmende System auch auf die Strukturbildung der penetrierenden Systeme“ zurückwirken (Luhmann 2015: 290). Übertragen auf die Interpenetration des humanen Systems und des Systems Krieg bedeutet dies, dass, wenn das System Krieg das System Mensch penetriert, Strukturmerkmale des Systems Krieg für das System Mensch wichtiger werden als eigene Strukturmerkmale. Wenn also das System Krieg zur Umwelt des Systems Mensch wird, tendiert die Eigenaktivität des Systems Krieg dazu, dass Töten und die Bereitschaft zu Sterben zu Merkmalen des Systems Mensch werden, was wiederum zur

Stabilisierung und Reproduktion des Systems Krieg beiträgt (siehe Exkurs II/Seite 33-34).²

1.2. Homo oeconomicus

Einer Gesellschaft wie der kapitalistischen, in der Konkurrenz eine wichtige Rolle spielt und soziale Beziehungen wesentlich durch das abstrakte Tauschmittel Geld bestimmt werden, entspricht ein utilitaristisches Menschenbild (Kurz 1999: 33-90). Ein solches Menschenbild ist das Ende des 19. Jahrhunderts entwickelte Modell des Homo oeconomicus. Auch die meisten psychologischen Ansätze des 20. Jahrhunderts gehen implizit oder explizit von der Annahme eines rational handelnden und Entscheidungen zum eigenen Vorteil treffenden Individuums aus. Ein weiteres Merkmal der psychologischen Forschung des 19. Jahrhunderts ist ihre Orientierung an den Naturwissenschaften und ihren quantitativen Methoden. Die Psychologie gab ihre „Wahlverwandtschaft“ mit Philosophie, Anthropologie und Geschichtswissenschaft auf, „was eine Umstrukturierung des intellektuellen Horizonts“ implizierte (Staeuble 1991: 38). Begriffe wie Bewusstsein, Geschichte und Kultur, die sich nicht für „handliche Operationalisierungen“ eignen (Boesch 1988: 246), wurden aus psychologischen Untersuchungen verdrängt. Die empirische Sozialpsychologie hat für die Friedenspsychologie wichtige Ergebnisse erbracht (Sommer/Fuchs 2004; Vollhardt/Cohrs 2013). Doch Einstellungsskalen und Laborexperimente stoßen an Grenzen, wenn das Verhalten der kriegstreibenden Militärs, des

² Dies gilt umgekehrt auch für das System Krieg. Hier wird der Mensch zu dessen Umwelt und Merkmalen des Systems Mensch, wie zum Beispiel sein Bindungsbedürfnis, können für das System Krieg wichtiger werden als eigene konstitutive Elemente. Dies könnte zum Beispiel den hohen Aufwand erklären, der für die Pflege der Kameradschaft oder für den Kontakt der Soldaten mit ihren Familien (Feldpost) aufgewendet wird.

entscheidungsschwachen Adels, der wankelmütigen Politiker, ökonomische Interessen verfolgenden Unternehmer, von Erlösung träumenden Intellektuellen, im patriotischen Chauvinismus taumelnden Bürgerinnen und sich fatalistisch in das Kriegsschicksal ergebenden Wehrpflichtigen von 1914 erforscht werden soll.³

Inwieweit kann nun der systemische Ansatz für die friedenspsychologische Forschung fruchtbar sein? Welche kognitiven, sozialen und emotionalen Eigenheiten des Systems Mensch tragen dazu bei, dass sich das System Krieg stets von neuem reproduzieren kann? Kriege sind ein spezifisches Merkmal menschlicher Gesellschaften. Zweifellos sind für die Kriegführung Anlagen notwendig, die Menschen mit allen höheren Lebewesen teilen, wie das Bedürfnis, die eigenen Kräfte in Wettkämpfen zu erproben, die Fähigkeit auf Bedrohung nicht nur mit Flucht sondern auch mit Kampf zu reagieren, das Bedürfnis nach Bindung, nach Zugehörigkeit zu einer Familie oder Gruppe (Herdentrieb) und die Bereitschaft, notfalls das Leben eines einzelnen Gruppenmitglieds für das Überleben der Gruppe zu opfern. Da aber bei Tieren lediglich in einigen Fällen wie bei den hochentwickelten Schimpansen oder den in Staaten lebenden Ameisen ein kriegsähnliches Kollektivverhalten beobachtet wurde, dürften zum Verständnis der Kriegsbereitschaft in erster Linie die Anlagen und Eigenheiten beitragen, die Menschen von Tieren unterscheiden. Um zu verstehen, warum junge Arbeiter, Bauernsöhne,

³ Was Anja Weiß für die Analyse der Ungleichheit feststellt, gilt auch für die Analyse politischen Verhaltens: „Eine allgemeine Theorie sozialer Gruppenbildung kann nicht losgelöst von spezifischen sozialen Situationen, Konflikten und v.a. von den Prozessen, in denen sich gesellschaftlich relevante soziale Großgruppen formieren, entwickelt werden. Andernfalls besteht die Gefahr, dass in der ‚grundlegenden‘ Theorie lediglich die Effekte einer besonderen sozialen Situation in den Rang einer Universalie erhoben werden.“ (Weiß 2013: 33).

Intellektuelle und Künstler ohne großen Widerstand bereit waren, für eine Fiktion wie das Vaterland oder die Rettung der deutschen Kultur unter Einsatz ihres Lebens über vier Jahre in Schützengräben auszuharren, müssen wir bei den Merkmalen ansetzen, die den Homo sapiens von anderen Arten unterscheiden wie der Fähigkeit, Kulturen zu entwickeln und Zivilisationen aufzubauen (Müller-Brettel 2004a).

Ein Beitrag, den eine systemische Psychologie zur Erklärung des Ersten Weltkrieges leisten kann, besteht darin, kognitive, soziale und emotionale Mechanismen zu identifizieren, die eine Interpenetration der Systeme Psyche und Krieg ermöglichen und so zur Kriegsbereitschaft 1914 beigetragen haben. Daraus ergeben sich eine Unzahl verschiedener Analysen, denn sowohl das System Psyche wie auch das System Krieg lassen sich in viele Untersysteme aufgliedern, die wiederum an unterschiedliche situative und historische Bedingungen geknüpft sind. Im Folgenden werde ich mich auf die Beschreibung einiger Aspekte der Interpenetration des kognitiven Systems und des Systems Krieg vor und im Ersten Weltkrieg beschränken. Am Beispiel der Kriegsentscheidungen der Eliten, den Kriegsvorstellungen von Intellektuellen und der Kriegsbereitschaft in der Bevölkerung werde ich diskutieren, wie simple Heuristiken, die Fähigkeit zur Imagination und die Entwicklung von Schemata zur Stabilisierung und Reproduktion des Systems Krieg zu Beginn des 20. Jahrhunderts beigetragen haben.

2. Kriegsentscheidungen

Ein Krieg ist stets „Ausdruck gesellschaftlicher Bewegungen, die sich aus vielen Quellen speisen, die, jede für sich, scheinbar

belanglos, einen winzigen Beitrag zum Krieg leisten und erst in ihrem massenhaften Zusammenwirken Kriege erzeugen" (Birckenbach/Wellmann 1990: 99). Entscheidungen von Politikern und Politikerinnen, von Generälen und Offizieren sind eine der vielen Quellen, die zu Kriegen führen. Die Analyse der ökonomischen und machtpolitischen Ursachen von Entscheidungen ist nicht Gegenstand der Psychologie. Ihre Aufgabe ist es, die psychischen Mechanismen solcher Entscheidungen aufzudecken. Welche kognitiven Mechanismen trugen 1914 dazu bei, dass sich die auf einen Krieg drängenden Kräfte durchsetzen konnten? Warum stimmte zum Beispiel in Deutschland Anfang August 1914 ein Politiker wie Bethmann-Hollweg, der sich bis dahin um diplomatischen Ausgleich bemüht hatte, für einen Krieg?

Wenn auch die Motivationen der verschiedenen Entscheidungsträger unterschiedlich waren, hätte das rationale Abwägen aller Vor- und Nachteile eines modernen Krieges eher zur Vermeidung als zur Förderung eines Weltkrieges führen müssen. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts warnten so unterschiedliche Persönlichkeiten wie Helmuth von Moltke, der Ältere (1800-1891), Chef des Generalstabs in Preußen während der Einigungskriege, und August Bebel (1840-1913), Führer der deutschen Sozialdemokratie, vor einem modernen Krieg (Münkler 2013: 60-61). Zudem gab es positive Erfahrungen mit diplomatischen Lösungen (Marokkokrisen 1905/06 und 1911) und der regionalen Eindämmung von Kriegen (Balkankriege 1912/1913). Warum hatten diese Erfahrungen im August 1914 kein Gewicht? Warum gab es keinen rationalen Diskurs über die Kosten moderner Kriege und den Wirkung moderner Waffen? Warum waren sich die wenigsten Politiker und Offiziere bewusst, dass ein Krieg mit Maschinengewehren, großen

Mörsergranaten und Flugzeugen auch für die militärisch stärkere Macht ein unkalkulierbares Risiko bedeutet?

2.1 Simple Heuristiken

Kognitionspsychologische Experimente stellen das Modell des Homo oeconomicus in Frage. Sie belegen, dass Entscheidungen häufig nicht nach rationalen Kriterien getroffen werden.

Besonders in komplexen Situationen schränken begrenzte kognitive Kapazitäten (Dörner 1982) und gruppenspezifische Prozesse (Janis 1983: 173-276) die Problemlösefähigkeit ein.

Nicht zuletzt führen Emotionen zu falschen

Risikoabschätzungen. Sei es, dass sie die Aufmerksamkeit gegenüber Risiken einschränken (Selten 2001: 13-36) oder Risiken überschätzen (Pinker 2011: 559-560). Forschungen der ABC-group am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung wiesen nach, dass einfache Faustregeln, sogenannte simple Heuristiken, oft zu besseren Ergebnissen führen als aufwändige Analysen. Simple Heuristiken wie one cue heuristic, recognition heuristic, take the best, learning from others und default heuristic sind „strategies, that ignore information to make decisions faster, more frugally, and/or more accurately than more complex methods“ (Gigerenzer 2015: 109). Die Konzentration auf nur einen Reiz, das Wählen von Dingen, die man kennt oder die einem ins Auge springen, das Lernen von Anderen und das Befolgen von Regeln ermöglichen schnelle Entscheidungen, ersparen langes Suchen, bewahren vor Fehlern und führen meist zu hinreichend befriedigenden Ergebnissen.

Von Politikern und Politikerinnen werden in komplexen Situationen schnelle Entscheidungen gefordert. Simple Heuristiken wiederum ermöglichen effiziente und rasche

Entscheidungen unabhängig von ihrer Komplexität. „Simple heuristics per se are neither rational nor irrational. Their rationality is ecological. In other words, heuristic performance depends on the match between the architecture of heuristic and the structure of the environment in which it is used” (Hertwig et al. 2013: 36). Bezogen auf politische Entscheidungen bedeutet dies, dass die Anwendung von simplen Heuristiken zu Entscheidungen führt, die mit dem jeweiligen politischen Umfeld übereinstimmen. Sie werden in der Regel als erfolgreich bewertet, weil sie durch diese Übereinstimmung die vorhandenen gesellschaftlichen Gegebenheiten festigen. Dies kann sich dann als dysfunktional erweisen, wenn technische, politische und soziale Entwicklungen eine Veränderung gesellschaftlicher Strukturen und Institutionen notwendig machen. Wenn also die Bedingungen, unter denen simple Heuristiken jeweils zu erfolgreichen politischen Entscheidungen führten, sich verändert haben und neue Entscheidungsstrategien notwendig werden.

2.2. Kriegsentscheidungen in Industriegesellschaften

Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts waren Kriege trotz aller Schrecken und Verluste für militärisch überlegene Staaten nicht selten mit Gewinnen an Prestige, Ressourcen oder Territorien verbunden. Doch zu Beginn des 20. Jahrhunderts hatten sich die Bedingungen verändert und mit ihnen die Voraussetzungen und Folgen von Kriegsentscheidungen. Die Produktion neuer Waffensysteme und eine zunehmende Demokratisierung führt dazu, dass Kriege auch für die Sieger extrem teuer und verlustreich werden. Der amerikanische Philosoph und Psychologe William James schrieb schon vor dem Ersten Weltkrieg: „Modern war is so expensive that we feel trade to be

a better avenue to plunder“ (James 1910: 400), was der polnische Bankier Johann van Bloch mit einer umfangreichen Kostenrechnung für einen Krieg mit modernen Waffen belegt hatte (Bloch 1899). Ferner stehen Kriege demokratischen Entwicklungen, wie sie sich in vielen europäischen Ländern seit Mitte des 19. Jahrhunderts abzeichneten, entgegen. Ähnlich wie der Handel, benötigen Demokratien zu ihrer Entfaltung Frieden. Demokratische Gesellschaftsstrukturen stehen im Widerspruch sowohl zu den durch Gehorsam und Disziplin bestimmten Strukturen des Militärs wie auch zu dem von Gewalt, Zerstörung und Tod geprägten Kriegsalltag (siehe 4.2). Zu Beginn des 20. Jahrhunderts besaß das Militär hohes gesellschaftliches Ansehen und beträchtlichen Einfluss auf die Politik. Kriege galten als legitimes und erfolgreiches Mittel der Politik. Entscheidungsstrategien wie simple Heuristiken, deren Erfolg auf der strukturellen Übereinstimmung mit den Strukturen der jeweiligen Umwelt beruhen, begünstigten daher Kriegsentscheidungen.

Welche Rolle simple Heuristiken bei den Kriegsentscheidungen 1914 tatsächlich spielten, müssen künftige historisch-psychologische Analysen anhand historischer Dokumente wie Protokolle, Briefe oder Tagebuchaufzeichnungen klären. Hier kann nur festgestellt werden, dass Alternativen zu militärischen Konfliktlösungen viel Zeit, Geduld und das Abwägen möglichst vieler Faktoren benötigen. Rasche einfache Lösungen wie das Zerschlagen des gordischen Knotens schaffen keinen stabilen Frieden. Diplomatische Entscheidungen können nicht aufgrund nur eines Kriteriums wie bei der one cue Heuristik gefällt werden. Ähnlich hemmend für nichtmilitärische Lösungen internationaler Konflikte erweist sich die Recognition Heuristik: In der zehntausendjährigen Zivilisationsgeschichte war das

Führen von Kriegen eine bekannte Lösung für äußere und innere Konflikte. Die Heuristik *take the best* wiederum ist wenig hilfreich bei der Vermeidung eines Krieges, wenn in einer Gesellschaft das Militär dem Zivilen gegenüber als moralisch überlegen gilt, Stärke und Macht belohnt und Schwäche und Abhängigkeit gering geschätzt, sowie Heldentum und Opferbereitschaft glorifiziert werden. Ähnlich dysfunktional ist die Heuristik *learning from others*. Wenn starke Imperien wie das Römische und das Reich Karls des Großen als Vorbilder gelten, bedeutet von anderen lernen, Krieg führen lernen. Auch die default Heuristik steht der Ächtung von Kriegen entgegen, so lange Krieg als ein legitimes Mittel der Politik gilt.

Simple Heuristiken beruhen auf der Übereinstimmung zwischen individuellen Entscheidungen und den Strukturen der Umwelt. Sie stoßen an Grenzen, wenn, wie 1914, veränderte Situationen neue, kreative Lösungen erfordern. Denn „...the same tools that might be used to enhance adaptive behavior and increase people's health and well-being may be abused or misapplied in maladaptive ways, causing losses and harmful consequences” (Fiedler/Wänke 2013: 524). Simple Heuristiken sind ein kognitiver Mechanismus, der die Interpenetration des kognitiven und politischen Systems ermöglicht. So erfolgreich politische Entscheidungen sind, die eine gewisse Stabilität von individuellen und gesellschaftlichen Verhältnissen gewährleisten, so fatal erweisen sie sich, wenn wie im Ersten Weltkrieg die herrschenden feudalen gesellschaftlichen Bedingungen und die, auf Kriegserfahrungen des 19. Jahrhunderts beruhenden, militärischen Strategien nicht mehr den realen gesellschaftlichen und technischen Verhältnissen entsprechen.

3. Kriegssillusionen

Eine weitere Quelle, aus der sich Kriege speisen, sind die von der Mehrheit einer Gesellschaft geteilten Vorstellungen von Militär und Krieg. Kriegführende Gesellschaften benötigen nicht nur Armeen und kriegsbereite Entscheidungsträger, sondern auch eine öffentliche Meinung, die das Militär als Institution wertschätzt, Kriege als Mittel der Politik akzeptiert und Soldaten nicht für Mörder hält. Ein wichtiger Faktor für die Bildung der Öffentlichen Meinung ist die Art und Weise wie Institutionen und Ereignisse im öffentlichen Raum beschrieben und kommuniziert werden. Die dadurch gebildeten sozialen Repräsentationen, also Vorstellungen, die von der Mehrheit einer Gesellschaft geteilt werden, vermitteln "zwischen den kognitiven Aktivitäten des Individuums und den in der sozialen Interaktion konstituierten, kollektiven Deutungen" (Damerow 1993: 211). Sie schaffen über alle unterschiedlichen und oft widersprüchlichen Überzeugungen einzelner Individuen oder Gruppen hinweg einen Konsens über die Wahrnehmung und Bewertung von Dingen, Ereignissen und Prozessen. Sie sind relevant für die einvernehmliche, alltägliche Kommunikation (Jacob 2004: 5-6). Die Formulierung und Kommunikation solcher Vorstellungen, Einschätzungen und Überzeugungen ist vor allem Aufgabe der Intelligenz. Künstler, Wissenschaftlerinnen und Journalisten stecken mit ihren Werken, Theorien und Berichten den Rahmen ab, innerhalb dessen sich der gesellschaftliche Diskurs vollzieht. Zudem geht es darum, Vorstellungen und Konzepte zu entwickeln, die über das Bestehende hinausweisen, damit eine Gesellschaft auf Veränderungen reagieren kann. Soziale Repräsentationen und Gesellschaftsutopien sind Elemente des gesellschaftlichen Systems. Gleichzeitig sind es aber Individuen, die sie

formulieren und kommunizieren. Neben historischen, institutionellen und strukturellen tragen daher auch psychische Faktoren zu ihrer Produktion und Kommunikation bei.

3.1 Imaginationen

Eine der vielen psychischen Eigenheiten, die bei der Entwicklung sozialer Repräsentationen von Militär und Krieg und deren Bedeutung für Gesellschaftsreformen eine Rolle spielt, ist unsere Fähigkeit, Imaginationen zu entwickeln. Imaginationen sind Vorstellungen von Gegenständen, Personen und Handlungsabläufen mit denen wir keine eigenen Erfahrungen gemacht haben. Wir können uns Dinge, Lebewesen und Ereignisse vorstellen, die wir nie gesehen oder erlebt haben. Zudem nehmen wir aktiv wahr, wählen aus und ergänzen das, was wir sehen, durch Setzungen (Dörner 2001: 166). Nicht nur bei der Objektwahrnehmung ergänzen wir unvollständige Formen zu uns bekannten Gestalten, auch bei der Wahrnehmung und Interpretation von Ereignissen und Prozessen füllen wir intuitiv Lücken mit Elementen eigener Erfahrungen, erworbenem Wissen und Imaginationen.

Die Bedeutung der Imagination für unsere Vorstellungen von der Welt wird oft unterschätzt. Mit Hilfe dieser Fähigkeit schließen wir spontan Wissens- und Erfahrungslücken, indem wir externe Erfahrungsinhalte mit unseren inneren Erfahrungen verbinden. Ohne Imaginationen wäre es uns auch nicht möglich, Zukunftsvorstellungen zu entwickeln. Nicht zuletzt dienen Imaginationen der Angstbewältigung (Newberg et al. 2003: 87-88). Nicht nur das Kleinkind bewältigt Trennungsängste mit sogenannten Übergangsobjekten wie zum Beispiel Kuscheltieren als Ersatz für abwesende Eltern (Winnicott 1973:

22), auch Erwachsene kompensieren nicht selten ihre Ohnmacht gegenüber der Dynamik gesellschaftlicher Prozesse, den Gewalten der Natur und der eigenen Sterblichkeit mit Vorstellungen von einem überweltlichen Wesen oder von der eigenen Allmacht.

Imaginationen enthalten immer auch Elemente realer Erfahrungen und direkt oder indirekt erworbener Informationen. Inwieweit sie nur darauf beruhen oder ob, unabhängig von der Realität, dem Bewusstsein Bilder einfach ‚präsentiert‘ werden (Piaget 1988: 44), müssen weitere Forschungen klären. Unabhängig davon besteht das Problem, dass es uns schwer fällt, zu erkennen, was nur unserer Vorstellungswelt entspringt und was auf realen Gegebenheiten beruht. Denn die „Unterscheidung zwischen dem Denken und der Außenwelt“ ist nicht angeboren. Das Kind muss „sie langsam elaborieren und konstruieren“ (Piaget 1988: 155). Der Mensch ist daher von Geburt an mit dem „Problem der Beziehung zwischen dem objektiv Wahrnehmbaren und dem subjektiv Vorgestellten“ von Geburt an beschäftigt (Winnicott 1973: 21). Die Schwierigkeit unseres kognitiven Apparates zwischen Innen und Außen, zwischen Zeichen und Ding, zwischen unseren Vorstellungen von einem Ereignis und dem real existierenden Ereignis zu unterscheiden, bietet viele Möglichkeiten der Täuschung von der Werbung (Lange 2006: 67) bis hin zur Begründung von Folter (Scarry 1992: 43-90). Fehlwahrnehmungen sind umso häufiger, je niedriger der Auflösungsgrad einer Situation oder eines Ereignisses ist (Dörner 2001: 175-180). Je weniger objektive - zum Beispiel durch wissenschaftliche Analysen gewonnene - Informationen wir über Gegenstände oder Prozesse besitzen, die sich unserer konkreten Wahrnehmung oder Erfahrung entziehen, je niedriger also ihr Auflösungsgrad ist,

desto anfälliger sind unsere Vorstellungen für möglichen Fehlwahrnehmungen.

3.2 Soziale Repräsentationen von Krieg

Ein so komplexer gesellschaftlicher Prozess wie ein Krieg enthält für die Mehrzahl der Bevölkerung, aber auch für Politiker, Wissenschaftlerinnen und selbst für Angehörige des Militärs viele unbekannte Facetten und dementsprechend einen niedrigen Auflösungsgrad. Im Unterschied zu einer Jagd oder einem Zweikampf ist Krieg für den Einzelnen nicht als ganzes Ereignis erfahrbar. Historische Analysen, Erzählungen von Zeitzeugen, Berichte von Kriegsreportern, Bilder von Kriegsschauplätzen, Zeitungsartikel oder Schulbuchtexte sind wie Puzzleteile, die das Bild erst erkennen lassen, wenn alle Teile zusammengesetzt sind. Da das Gesamtbild von Krieg von einer Person nicht wahrnehmbar ist und auch wissenschaftliche Analysen erst am Anfang stehen, enthalten sowohl individuelle wie auch gesellschaftliche Kriegsvorstellungen viele Lücken. In der Regel füllen wir diese spontan mit Analogien zu individuellen Erfahrungen wie dem Streit in der Buddelkiste, einer Kneipenschlägerei oder einem Bandenkrieg und / oder Imaginationen. Nicht zuletzt sind Militär und Krieg gute Projektionsflächen für die Angstbewältigung mit Allmachtfantasien. Nicht nur Diktatoren träumen von Weltbeherrschung und Wunderwaffen. Der Physiker Carl Friedrich von Weizsäcker gesteht am Ende seines Lebens: „Es war der träumerische Wunsch, wenn ich einer der wenigen Menschen bin, die verstehen, wie man eine Bombe {Atombombe; Anm. MMB} macht, dann werden die obersten Autoritäten mit mir reden müssen“ (Hoffmann 1993: 338). Militär und Krieg bieten viel Raum für soziale

Repräsentationen, die stärker von Imaginationen als von den Realitäten von Militär und Krieg bestimmt werden.

Die, vor dem Ersten Weltkrieg formulierten, affirmativen sozialen Repräsentationen von Militär und Krieg entsprachen den gesellschaftlichen Verhältnissen expansiver Gesellschaften wie der europäischen Großmächte zu Beginn des 20. Jahrhunderts und stärkten deren Selbstverständnis, dass Kriege ein unverzichtbares Mittel der Politik sind. Das Fehlen konkreter Kriegserfahrungen erleichterte die Entwicklung illusionärer Vorstellungen über die Funktion und Realität von Kriegen. Da vor 1914 über ein halbes Jahrhundert die Kriege europäischer Staaten außerhalb ihrer eigenen Territorien stattgefunden hatten, erlebten die wenigsten Gelehrten und Künstler eine Diskrepanz zwischen ihrem Denken und der Kriegsrealität. Auch Berichte und Bilder von Kriegsschauplätzen verstärkten eher die Kriegsillusionen als sie in Frage zu stellen (siehe Exkurs 1/Seite 24). Kriege spielten im Denken der Durchschnittsbürgerin kaum, im Denken des Durchschnittsbürgers höchstens eine abstrakte Rolle (Verhey 2000: 92). Ähnlich dem Bürger in es Faust:

„Nichts Besseres weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen
Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,
Wenn hinten, weit, in der Türkei,
die Völker auf einander schlagen ...
Dann kehrt man abends froh nach Haus,
Und segnet Fried' und Friedenszeiten”

(Goethe 1996: 34).

Imaginationen und Fehlwahrnehmungen spielen neben vielen anderen Faktoren (Sommer 2004) auch bei der Entwicklung von

Feindbildern eine Rolle. Feindbilder sind als mentale Waffen für die Kriegführung unerlässlich. So erleichterte die Vorstellung, Indianerinnen, Afrikaner oder Asiatinnen seien wegen ihrer Hautfarbe und nichteuropäischen Kultur keine vollwertigen Menschen, die Akzeptanz der Ausrottung indigener Völker (4.2/ Seite 30-31). Während des Ersten Weltkrieges bestand allerdings das Problem, dass die Hauptgegner weiß waren und in Zivilisationen lebten. Die fast unerschöpfliche Fähigkeit, unabhängig von realen Erfahrungen Vorstellungen zu entwickeln, bewies die deutsche Kriegspropaganda. Sie schuf einen Gegensatz zwischen Zivilisation und Kultur und legitimierte den Krieg damit, dass „die Deutschen zum Hüter und Beschützer der europäischen Kultur in ihrer ganzen Vielfalt bestellt“ seien (Münkler 2013: 261). Auch in Frankreich und Großbritannien leisteten Wissenschaftler und Künstler einen wesentlichen Beitrag zur Konzipierung und Gestaltung der jeweiligen Kriegspropaganda und riefen zur „Mobilisierung der Geister“ auf (Hirschfeld/Krumeich 2013: 102). Imaginationen werden in Bildern und Sprache ausgedrückt und kommuniziert. Entsprechend spielen Bilder und Sprache auch bei Fehlwahrnehmungen eine wesentliche Rolle. Ähnlich wie durch die Verballhornung des Namens einer Person die Furcht vor ihr gemildert wird (Piaget 1988: 133), kann die sprachliche Verniedlichung (Gewehrlein) oder Vermenschlichung (Dicke Berta) von Waffen ihnen ihre Bedrohlichkeit nehmen (Meulen 1982). Umgekehrt kann die Bezeichnung einer Person oder Nation mit furchterregenden Begriffen Ängste hervorrufen, ohne dass eine reale Gefahr von ihnen ausgeht. Das Problem, welche psychischen Prozesse ermöglichen, dass Sprache Ängste hervorrufen oder beseitigen kann, müssen künftige Forschungen klären.

3.3 Gesellschaftserneuerung durch Krieg

Die Formulierung und Kommunikation von irrealen Kriegsvorstellungen durch Intellektuelle spielte auch eine Rolle bei der Bestimmung der Funktion von Kriegen für Gesellschaftsveränderungen. Besonders in Deutschland besaßen Kriege für viele Gelehrte und Künstler zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine reinigende Kraft. Durch den Krieg sollte die Gesellschaft erlöst werden. Intellektuelle sahen im Opfer das magische „Antidot“ in einer „rationalisierten Welt, in der Individualismus und Lebensgier triumphierten“ (Martynekewicz 2009: 36). Die Kriegsfantasien spiegeln den Wunsch nach Bindung in einer zunehmend individualisierten, mobilen und durch Entfremdung charakterisierten Umwelt wieder. Der Krieg sollte die Sehnsucht nach Einheit befriedigen: „Im Kriege erst werden sich jene großen machtvollen geistigen Kollektivpersönlichkeiten, die wir Staaten und ‚Nationen‘ nennen, ihrer Existenz und ihres Wesens voll bewusst“ (Scheler 1917: 119). Erlösungsfantasien dienen, wenn oft auch nur kurzfristig, der Angstreduktion. Die Industrialisierung, das Erodieren feudaler Strukturen und die Säkularisierung waren für das Bildungsbürgertum nicht nur mit Gewinnen, sondern auch mit Verlusten verbunden. Die neu aufkommenden Technischen Hochschulen, die Quantifizierung wissenschaftlicher Forschung, die Spezialisierung an den Universitäten, das Zurückdrängen religiöser Bindungen sowie die Moderne in der Bildenden Kunst und Musik bedeuteten für viele Gelehrte und Künstler den Verlust alter Strukturen und Identitäten. Die in Salons diskutierten und in vielen Schriften veröffentlichten Kriegsfantasien sind somit auch ein Versuch, die durch die gesellschaftlichen Umbrüche im 19. Jahrhundert erzeugten Zukunftsängste mit Hilfe von Imaginationen zu bewältigen.

Nicht zuletzt sind diese Vorstellungen ein Ausdruck des Verlangens nach Gesellschaftsreform, weshalb etliche Schriften auch ein antikapitalistisches Moment enthalten (Münkler 2013: 241-260).⁴

Imaginationen sind nicht unabhängig von den Gegebenheiten der Umwelt. Sie enthalten in mehr oder weniger verzerrter Form auch Elemente der gesellschaftlichen Bedingungen und individuellen Erfahrungen. Die Vorstellungen von der gesellschaftsstrukturierenden und gesellschaftserneuernden Kraft von Militär und Krieg waren ebenfalls nicht nur Erlösungsfantasien. Sie beruhten unter anderem auf der Bedeutung, die Militär und Krieg beim Aufbau von Hochkulturen im Allgemeinen und der Nationenbildung im Besonderen spielte. Das Militär ist ein wichtiger Faktor für den Aufbau und Erhalt von Nationalstaaten: Es sichert und erweitert ihre Macht, gibt der Bevölkerung das Gefühl von Stärke und Unverletzlichkeit, fördert das Wirtschaftswachstum durch konjunkturunabhängige Rüstungsaufträge, sichert Handelswege und erweitert Absatzmärkte, sei es durch koloniale Eroberungen wie im 19. oder militärische Interventionen wie im 20. Jahrhundert. Neben der militärischen Ausbildung ist der Wehrdienst auch ein Mittel staatsbürgerlicher Erziehung. Im 19. Jahrhundert diente der Militärdienstes nicht nur dazu, Zivilisten in kampffähige Soldaten zu verwandeln, sondern auch dazu, aus Bayern, Mecklenburgern oder Rheinländern sowie Bauern, Arbeitern oder Angestellten Deutsche zu machen. Damit suggerierte das Militär eine gewisse Gleichheit aller Bewohner. Neben der allgemeinen Schulpflicht sollte es eine Gemeinschaft

⁴ Das Paradoxon, dass der Versuch, gesellschaftliche Übel mit militärischer Gewalt zu beseitigen meist zu deren Verstärkung führt, konnte in vielen späteren Konflikten bis zum heutigen militärischen Einsatz im Krieg gegen den Terror beobachtet werden.

über alle religiösen, ethnischen, sozialen und lokalen Unterschiede hinweg schaffen. In der Realität allerdings wurden im Militär soziale Schranken nur partiell aufgehoben (Frevert 2001: 207-228).

Neben der zivilen Funktion des Militärs waren Krieg und Gewalt, von den napoleonischen Kriegen über koloniale Eroberungen, Ausrottung indigener Bevölkerungen bis hin zu den Siegen Preußens ein konstitutives Element der Nationenbildung. Auch das deutsche Bürgertum assoziierte die von ihm herbeigesehnte, nationale Einigung mit Kriegen. Besonders die Befreiungskriege 1813-1815, wurden von Professoren zur „bellizistischen Gründungstat“ der Nation hochstilisiert (Haase 2009: 93). Nicht zuletzt dienen Kriege auch dem inneren Zusammenhalt von Großgruppen wie Nationen. „Es scheint, als ob der moderne Staat, der sich als ein homogenes ‚Selbst‘, als ein politisch, ethnisch und/oder religiös begründetes imaginäres ‚Wir‘ begreift, immer dazu neigt, sich gegen einen Anderen herauszubilden, den es zu vertreiben, ja zu vernichten gilt“ (Sémelin 2007: 368). Die Bedeutung kollektiver Gewalt für den Zusammenschluss von Gemeinschaften wurde bei gentilen Gesellschaften ebenso wie bei Massentötungen im Zusammenhang mit dem Zusammenbruch agrarischer Gesellschaften durch die Industrialisierung festgestellt (Müller-Brettel 2013, 78-87). Kollektive Gewalt „sorgt für Sicherheit, wo Unsicherheit herrschte, indem sie zwischen ‚ihnen‘ und ‚uns‘ unüberwindliche Schranken errichtet“ (Sémelin 2007: 106). Welche psychischen Mechanismen dazu führen, dass in der Zerstörung Sicherheit gesucht, die Verteidigung einer bestimmten Lebensform zum tödlichen Existenzkampf wird und Säubern und Vernichten Identität stiften, ist eine Aufgabe zukünftiger friedenspsychologischer Forschung.

Neben der Bedeutung von Kriegen für die Nationenbildung dürften auch Elemente der humanistischen Bildung die Vorstellung von der gesellschaftserneuernden Kraft des Krieges genährt haben. Die Bewunderung großer Feldherren wie Caesar oder Alexander der Große waren Teil der gymnasialer Sozialisation ebenso wie die Zitate „Krieg ist aller Dinge Vater, aller Dinge König. Die einen erweist er als Götter, die andern als Menschen – die einen lässt er Sklaven werden, die anderen Freie“ (Heraklit 1986: B53) oder „Zu wissen aber tut not: Der Krieg führt zusammen, und Recht ist Streit, und alles Leben entsteht durch Streit und Notwendigkeit“ (Heraklit 1986: B80).

Die Fähigkeit, Vorstellungen von Dingen, Ereignissen und Prozessen zu entwickeln, die man nicht konkret wahrnehmen und erleben kann, ist für den Aufbau von Zivilisationen und für wissenschaftlich-technische Entwicklungen unerlässlich. Imaginationen können die Grundlage von Gesellschaftsreformen sein und uns befähigen, neue Wege zu beschreiten. Gleichzeitig macht uns diese kognitive Eigenheit anfällig für Täuschungen und Fehlwahrnehmungen. Imaginationen sind eine der vielen kognitive Eigenheiten, die die Interpenetration des psychischen und gesellschaftlichen Systems ermöglichen. Sie beförderten vor dem Ersten Weltkrieg die Formulierung und Kommunikation unrealistischer sozialer Repräsentationen von Militär und Krieg, sowie die Entwicklung von Illusionen über die gesellschaftserneuernde Kraft von Kriegen. Damit dienten sie der Stabilisierung und Reproduktion der sozialen Systeme Militär und Krieg, während die kriegsaffinen sozialen Repräsentationen als Elemente des gesellschaftlichen Systems die Umwelt für die individuellen psychischen Systeme bildeten und damit zur Stabilisierung und Reproduktion von

kriegsaffirmativen Vorstellungen der einzelnen Bürger und Bürgerinnen beitrugen.

Exkurs I: Medien

Medien sind ein Bindeglied zwischen der Politik und der Bevölkerung, zwischen sozialen Repräsentationen und individuellen Überzeugungen. Sie erfüllen sowohl Bedürfnisse der Eliten wie auch der Bevölkerung. Über Medien werden nicht nur die Vorstellungen der Herrschenden sondern auch Widersprüche innerhalb der Eliten, sowie die in der Bevölkerung vorhandenen Stimmungen und Ängste kommuniziert. Dabei geht es nicht um einen einseitigen Kommunikationsfluss, sondern vielmehr um Abstimmungsprozesse zwischen Eliten und Bevölkerung und zwischen Politik und Wirtschaft. Schon vor dem Ersten Weltkrieg bestanden zum einen ökonomische Verflechtungen der Presse mit der Schwerindustrie und zum anderen eine „starke persönliche Verstrickung von Zeitungsvertretern in politische Vorgänge“ (Rosenberger 1998: 325). Wobei die Instrumentalisierung der Presse für die Politik begrenzt war: „Minister, Beamte und Monarchen hielten die Presse für einen Spiegel und Kanal für die Stimmung und Haltung der Bevölkerung, ja fürchteten sie deshalb gelegentlich sogar“ (Clark 2013: 300).

Um ein Transmissionsriemen zwischen Individuum und Gesellschaft, zwischen Politik und Bürgerschaft zu sein, müssen Medien auch soziale und emotionale Bedürfnisse befriedigen (Luostarinen 1998: 147). Das tägliche Zeitungslesen ist ein Ritual, das Gemeinschaft schafft. Journalismus ist eine Form geteilter Erfahrung. Das Lesen der Zeitung wird „in

zurückgezogener Privatheit vollzogen, ... aber jedem Leser ist bewusst, dass seine Zeremonie gleichzeitig von Tausenden (oder Millionen) anderer vollzogen wird, von deren Existenz er überzeugt ist, von deren Identität er jedoch keine Ahnung hat" (Anderson 1996: 41). Nachrichten und Tageszeitungen erzeugen durch das Wiederholen von Meldungen in einem bestimmten zeitlichen Rhythmus ein Gefühl des Dazugehörens durch Bescheid Wissen. Zudem bewirken die vielen Wiederholungen, dass, wie Experimente gezeigt haben, Meldungen selbst dann geglaubt werden, wenn sie zuvor als falsch bezeichnet wurden (Mausfeld 2015: 5). Dadurch gewinnt die für alle Massenmedien typische Redundanz ihren Sinn.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts gab es in europäischen Gesellschaften dank der allgemeinen Schulpflicht einen hohen Alphabetisierungsgrad, so dass Zeitungen von den meisten gelesen werden konnten. Eine Inhaltsanalyse vier deutscher Zeitungen zwischen 1905 und 1914 ergab, dass vor dem Frühsommer 1914 Krieg manifest abgelehnt wurde. In den beiden Marokkokrisen von 1905/1906 und 1911 überwogen die Beiträge, die einen Krieg ablehnten. Gleichzeitig aber standen „bei mehr als der Hälfte der Artikel mit Lösungsansätzen aggressive Mittel im Vordergrund“ (Rosenberger 1998: 195). Auch wenn Rosenberger selbst in rechten Blättern vor dem Sommer 1914 keinen Hurratriotismus feststellen konnte, kommt er zu dem Schluss, dass die Presse durch ihren Einfluss den Ersten Weltkrieg mit herbei geführt hat. Sie förderte latent die Kriegsbereitschaft durch Stereotypisierung der späteren Kriegsgegner (Rosenberger 1998: 251-260), durch das Sähen von Misstrauen gegenüber diplomatischen Lösungen (Rosenberger 1998: 165) und dadurch, dass die jeweiligen Konfliktlagen in einer destruktiven Art und Weise als ausweglos

beschrieben wurden. Ferner bewirkte das Fehlen von Berichten über alternative Lösungen eine Abwärtsspirale durch Schweigen. Pazifistische und auf internationale Verständigung zielende Stimmen fanden immer weniger Beachtung. Da sich die pazifistischen Strömungen zunehmend in der Minderheit sahen, meldeten sie sich nicht mehr zu Wort und wurden dadurch erst recht unsichtbar (Rosenberger 1998: 325-326).

Unterstützt wurde die, latent die Kriegsakzeptanz fördernde, Rolle der Berichterstattung durch die Fotografie. Die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aufkommende Pressefotografie wurde zu einem wichtigen Mittel der Berichte von Kriegsschauplätzen wie dem Krimkrieg oder dem amerikanischen Bürgerkrieg. Bis auf wenige Ausnahmen zeigten die Bilder das beschauliche Lagerleben von gut gekleideten, gut genährten, ausgeruhten und fröhlich dreinblickenden Soldaten. Im Englischen prägte man den Begriff des Pick-Nick War. „Fernab der realen Ereignisse fungierte das ‚Photographiergesicht‘ des Krieges ... als Projektionsfolie bürgerlicher Ordnungs- und christlicher Wertevorstellungen“ (Paul 2004: 79). Die Kriegsfotografie nahm Kriegen den Schrecken. Damit entstand bei der Bevölkerung paradoxerweise der Eindruck, Kriege mit den neuen Waffen seien sauber und würden ohne großes Leid und Zerstörung zu raschen Siegen führen. „Der Krieg erschien beherrschbar und humanisiert und damit seiner potentiellen Anarchie und Barbarei entkleidet“ (Paul 2004: 79)⁵. Hier ebenfalls erleichterte das Fehlen konkreter Kriegserfahrungen

⁵ Ähnlich erweckten die Fernsehbilder vom 2. Golfkrieg 1991 den Eindruck, dank High Tech würden Bomben, vergleichbar chirurgischen Eingriffen, eine saubere Kriegsführung mit wenig eigenen Verlusten ermöglichen.

die Darstellung des Krieges als harmlose oder gar vergnügliche Landpartie.

Auch wenn in der Presse Kriege verbal abgelehnt und Kriegspropaganda erst kurz vor Kriegsbeginn manifest wurde, gab es in den zentralen Medien keinen Friedensjournalismus. In den Zeitungen wurden zu Beginn des 20. Jahrhunderts weder die Interessen und Beweggründe der jeweils anderen Nationen diskutiert noch kamen versöhnungsbereite politische Eliten und Bevölkerungssegmente zu Wort - beides Voraussetzungen für einen friedensfördernden Journalismus (Haydt 2015: 12). Damit trug die Presse wenig dazu bei, vorhandene internationale Konflikte zu verstehen und Möglichkeiten ziviler Lösungen kennen zu lernen. Vielmehr führten sie zu generellem Skeptizismus, Erkenntnisabstinenz bis hin zu einem Demoralisierungssyndrom (Reimann/Kempf 1992: 7).

4. Kriegsakzeptanz

Die Kriegsbereitschaft einer Bevölkerung kann weder mit Kriegspropaganda noch Einschüchterungsversuchen innerhalb weniger Tage, wie im August 1914, mobilisiert werden, wenn sie nicht schon vorher latent vorhanden ist. In einer Gesellschaft in der es keine gesellschaftlich akzeptierten militärischen Institutionen und keine Akzeptanz von Krieg zur Lösung internationaler Konflikte gibt, könnte eine Regierung höchstens ein Bataillon von abenteuerlustigen Freiwilligen aufstellen, nicht aber eine kampfbereite, motivierte, von weiten Teilen der Bevölkerung unterstützte, millionenstarke Armee wie zu Beginn des Ersten Weltkrieges.

Neben vielen gesellschaftlichen Elementen und Bewegungen, die in Europa zu Beginn des 20. Jahrhunderts den Ersten Weltkrieg beförderten (Chickering 2002: 11-21), gab es auch Elemente und Bewegungen, die nichtmilitärische Lösungen internationaler Konflikte anstrebten wie diplomatische Konfliktlösungen (siehe 2./Seite 8), Friedensbewegungen und Friedensinitiativen (Lipp et al. 2010). Für die Zeitspanne zwischen 1911 und 1914 kann man sogar „von einer politischen Entspannung in Europa sprechen“ (Münkler 2013, 55). Selbst am 28. Juli 1914 fanden trotz des Verbots durch den Magistrat im Groß-Raum Berlin Antikriegsdemonstrationen statt, an denen nach Angaben der SPD mehr als 100.000 Menschen teilnahmen (Hirschfeld/Krumeich 2013: 54). Warum aber fanden pazifistische Strömungen nicht nur bei den Eliten sondern auch bei der Bevölkerung wenig Gehör? Warum schloss sich nicht die Mehrheit der Frauen und Männer der Friedensbewegung an? Warum gab es kaum Proteste gegen die Kriegserklärungen der Regierungen und gegen die Fortsetzung des Krieges nach den ersten Niederlagen? Neben der gesellschaftlichen Bedeutung des Militärs, kriegsbereiten Eliten, einem von Kriegsillusionen geprägten gesellschaftlichen Diskurs, einer kriegsakzeptierenden Presse und politischen Zwangsmaßnahmen wie Demonstrationsverbot, Zensur und Wehrpflicht, verhinderten auch kognitive Eigenheiten wie die Stabilität einmal gebildeter Schemata die Verankerung von Kriegsalternativen im Bewusstsein der Bevölkerung.

4.1 Entwicklung von Schemata

„Jeder Schritt meiner Auslegung der Welt beruht jeweils auf einem Vorrat früherer Erfahrung: sowohl meiner eigenen

unmittelbaren Erfahrungen als auch solcher Erfahrungen, die mir von meinen Mitmenschen, vor allem meinen Eltern, Lehrern usw. übermittelt wurde. All diese mitgeteilten und unmittelbaren Erfahrungen schließen sich zu einer gewissen Einheit in der Form meines Wissensvorrats, der mir als Bezugsschema für den jeweiligen Schritt meiner Weltauslegung dient“ (Schütz/Luckmann 1975: 26).

Was Schütz beschreibt entspricht dem von Jean Piaget entwickelten Konzept der Schemata (Flammer 1996: 113-138) und der heute bekannteren Framing Theorie. „Ein Frame ist sozusagen die Brille, durch die der Beobachter auf das Geschehen blickt und mit deren Hilfe er es strukturiert, bestimmte Aspekte bzw. Akteure fokussiert und andere ausblendet“ (Krüger 2013: 168). Neurologisch beschrieben werden Frames als physische Verbindungen von Nervenzellen im Gehirn, die sich in der frühen Kindheit bilden und zu immer komplexeren Verbindungen entwickeln, wodurch Strukturen entstehen, die unser Denken bestimmen. Doch damit ist die psychologische Funktion von Schemata noch nicht beschrieben.⁶ Ihre psychologische Bedeutung besteht darin, dass die individuelle Weltwahrnehmung auf diese, in der Interaktion mit der jeweiligen Umwelt gebildeten, Wissensstrukturen

⁶ Ähnlich wie der Metallurge „nicht zwangsläufig die beste Auskunftsinanz“ ist, wenn es darum geht, „die Funktionsweise von Automotoren zu ermitteln, obwohl diese hauptsächlich aus Stahl und Eisen bestehen“ (Dörner 2001: 22), kann die Bedeutung von Schemata für die Weltwahrnehmung nicht allein durch die Verbindung von Nervenzellen erklärt werden, obgleich sie die materielle Basis von individuellen Wissenssystemen sind (Plamper 2012: 264-294).

aufbaut.⁷ Die einmal entwickelten Denkstrukturen verweisen mithilfe des von ihnen konstituierten Begriffssystems auf die gemeinsam geteilte Realität. Sie ermöglichen damit konsistentes, für die Umwelt nachvollziehbares Handeln (Entman 1993). Die damit gebildeten Wissenssysteme sind stabil und erlauben das Übertragen von Erkenntnissen und Handlungsstrategien auf immer neue Situationen. Den Stoff für die Bildung von Schemata liefern letztlich alle maschinellen, organischen, sozialen und psychischen Systeme, aus denen die Umwelt eines Individuums besteht. Woraus nun bestand zu Beginn des 20. Jahrhunderts der Stoff für die Entwicklung der Schemata von Militär und Krieg? Welche Institutionen, gesellschaftlichen Vorstellungen und sozialen Interaktionen bildeten unter vielen anderen Elementen den Erfahrungsraum in Bezug auf Militär und Krieg für die Bevölkerungsmehrheit?

4.2 Erfahrungsräume

Vor dem Ersten Weltkrieg genoss das Militär hohes Ansehen. Dies spiegelte sich in vielen gesellschaftlichen Bereichen wieder. Im Zuge der Nationenbildung wurden neben religiösen auch nationale Feiertagen eingeführt, die an siegreiche Schlachten erinnerten wie der Sedantag im Deutschen Reich oder der Trafalgar Day im Britischen Empire. Der Besuch von Waffenschauen und Truppenparaden waren geschätzte Freizeitvergnügen und Zinnsoldaten ein beliebtes Spielzeug. Das Militär wurde, neben der Kirche, zur wertsetzenden Instanz

⁷ So verschieden die im 20. Jahrhundert entwickelten kognitiven Modelle auch sein mögen, gehen doch die meisten - von der Bedeutung der Verstärkungskontingenzen (Skinner 1974: 210) über Piagets Äquilibration (Flammer 1996: 121-125) bis zu Tomasellos Wagenhebereffekt (Tomasello 2002: 15) - davon aus, dass früh entwickelte Denkstrukturen die spätere Wahrnehmung beeinflussen.

in Bildung und Gesellschaft. Neben Heiligen wurden Nationalhelden verehrt, die für nationale Ideale gekämpft haben und gestorben sind. Neben Bibelgeschichten wurden nationale Mythen erzählt, die von Kriegen handelten. Neben christlichen Tugenden wie Nächstenliebe und Opferbereitschaft wurden militärische Tugenden wie Disziplin, Kameradschaft und Tapferkeit propagiert. Es bestand eine enge Verwobenheit zwischen Militär und Zivilgesellschaft, was sich auch in den oben beschriebenen, positiven sozialen Repräsentationen von Militär und Krieg im gesellschaftlichen Diskurs widerspiegelte (siehe 3.).

Da sich kognitive Entwicklung innerhalb von individuellen und kollektiven Tätigkeiten vollzieht, spielen bei der Entwicklung von Schemata auch Interaktionspraktiken eine Rolle. Gewalt und Gehorsam sind beides charakteristische Merkmale sozialer Interaktionen in Militär und Krieg. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts waren sie auch in vielen Bereichen des Zivillebens eine weithin akzeptierte Form sozialer Beziehungen. Kinder aller Schichten wurden früh mit Gewalt konfrontiert. Körperliche Züchtigung galt als notwendiges und legitimes Erziehungsmittel in Familie und Schule, in der Volksschule ebenso wie in den Internaten der Eliten. Unter Erwachsenen war Gewalt ein häufiges Mittel, Konflikte zwischen Individuen, Gruppen oder Staaten auszutragen. Gehorsam wiederum war für Kinder wie für Erwachsene eine selbstverständliche Pflicht. Gehorsam schuldete der Sohn dem Vater, die Schülerin dem Lehrer, die Frau dem Mann, die Magd dem Bauer, der Arbeiter dem Vorgesetzten, der Bürger der Obrigkeit. Von Kindheit an lernte man Gehorsam auch gegenüber Gott, einer abstrakten Macht, die nur symbolisch erfahrbar ist. Welche Bedeutung die Erziehung zum Gehorsam gegenüber den Geboten Gottes für die

Bereitschaft hat, für ein Konstrukt wie „Vaterland“ zu töten und zu sterben, also die Frage, ob und wenn ja, welche psychischen Mechanismen das Übertragen eines einmal erworbenen Gehorsams gegenüber einer Abstraktion auf andere Abstraktionen ermöglichen, müssen weitere Forschungen klären. Die schulische Sozialisation vor dem Ersten Weltkrieg schildert der Psychoanalytiker Alfred Adler in der Rückschau folgendermaßen:

„Gefälschte Geschichtswerke ... verführten die Seelen der Knaben, im Kriegsmord und in den Schlachten mystische Wonnen zu suchen. Von den Kanzeln predigten unablässig tausende von beredten Zungen Knechtseligkeit und Sklavengehorsam. Jeder Lehrstuhl weihte den gelehrigen Schüler in die Kunst des Bücklings ein. In den Friedensgesellschaften gähnte die Langeweile, kein Kopf, kein volkstümlicher Hauch fachte eine gegensätzliche Bewegung an“ (Adler 1919: 1).

Zwar gab es auch in den europäischen Gesellschaften zu Beginn des 20. Jahrhunderts verschiedene Erfahrungsräume. Doch bei aller Heterogenität gibt es in Gesellschaften so etwas wie einen gesellschaftlichen Raum, der „starke Zwänge ausübt und - wie der geografische in höchstem Maße determinierend“ ist (Bourdieu 2005: 36-37).⁸ Dabei ist die Korrespondenz zwischen objektiven sozialen und mentalen Strukturen „die Grundlage einer Art Ur-Bejahung der bestehenden Ordnung“ (Bourdieu 2013: 11). Die Macht des jeweiligen gesellschaftlichen Raumes

⁸ Diese Definition hat Ähnlichkeit mit Goffmans Rahmenbedingungen. Allerdings geht Goffman von letztlich rational ihre Interessen abwägenden Individuen aus, die Situationen „zu managen“ haben und sich deshalb den Rahmenbedingungen anpassen (Goffman 1975: 126), während bei Bourdieu individuelle Handlungen durch die vom gesellschaftlichen Raum ausgehende Macht bestimmt werden.

besteht gerade darin, dass die Heterogenität einer Gesellschaft sie nicht schwächt. Der gesellschaftliche Raum kann in sich unterschiedliche Strömungen integrieren und Widersprüche regulieren, ohne dass ihre Grundlagen dadurch in Frage gestellt werden. Einer der vielen Mechanismen, die den Widerspruch zwischen Kriegsangst und Kriegsverherrlichung zu Beginn des 20. Jahrhunderts regulierten war die verkürzte Rezeption philosophischer Theorien und wissenschaftlicher Ergebnisse. Schriften von Hobbes und Darwin wurden auf die Slogans „Kampf aller gegen alle“ und „Survival of the fittest“ reduziert. Ergebnisse der Biologie und Psychoanalyse wurden verkürzt auf die Annahmen, der Mensch werde als egozentrisches Individuum geboren und sei von Trieben wie dem Aggressionstrieb beherrscht, weshalb Kriegführen in seiner Natur liege (Reichherzer 2012: 41-42). Nicht zuletzt erlaubte die Entwicklung der Genetik, Anthropologie und Psychologie, Menschen nach messbaren biologischen, ethnischen und psychologischen Merkmalen zu unterscheiden bis hin zur Pseudospezifikation (Erikson 1965). Das heißt, einzelnen Ethnien oder Gemeinschaften wird die Zugehörigkeit zur Spezies des Homo sapiens abgesprochen, was die in der Biologie atypische massenhafte Tötung von Artgenossen erleichtert. Die verkürzten Interpretationen wissenschaftlicher Theorien half Widersprüche zwischen individueller Friedenssehnsucht und den kriegsverherrlichenden sozialen Repräsentationen, sowie zwischen der Wertschätzung anderer Nationen und nationalen Feindbildern zu regulieren.

Wie wir oben diskutiert haben (3.2/Seite 15), kann der Prozess Krieg vom Einzelnen nicht in all seinen Facetten wahrgenommen werden. Entsprechend relevant für die Entwicklung individueller Schemata von Militär und Krieg sind

indirekte Erfahrungen. Institutionen wie die Schule und das Militär, affirmative soziale Repräsentationen von Militär und Krieg und Interaktionspraktiken wie Gewalt und Gehorsam lieferten zu Beginn des 20. Jahrhunderts viel Stoff für die Entwicklung positiver Schemata von Militär und Krieg. Diese kriegsbejahenden Schemata waren eine der vielen Voraussetzungen für die Unterstützung der Kriegserklärungen und - dank ihrer oben beschriebenen Stabilität - auch für die Bereitschaft, einen mehrjährigen Krieg zu führen. Sie bröckelten erst, als in den letzten Kriegsjahren die militärisch geprägten gesellschaftlichen Räume der kriegführenden Nationen zu erodieren begannen. Neben vielen anderen Faktoren trug die Stabilität der einmal gebildeten affirmativen Kriegsschemata mit dazu bei, dass der, mit Beginn des Krieges erlebte, Widerspruch zwischen Kriegsrealität und positiven Kriegsvorstellungen nicht aufgelöst wurde. Vielmehr zeigte sich in Befragungen und Aufsatzanalysen, die zu Beginn des Ersten Weltkrieges in Schulen durchgeführt wurden, eine hohe Widerspruchtoleranz. 12jährige englische Jungen beschreiben in Aufsätzen den Krieg als das Scheußlichste, das man sich wünschen kann, sind aber stolz auf Armee und Flotte (Kimmins 1915). Für deutsche Kinder im Alter von 12 bis 14 Jahren ist Krieg ebenfalls etwas Schreckliches. Die meisten würden aber, wenn sie in den Krieg ziehen müssten, tapfer kämpfen. Gleichzeitig würde die Hälfte der Mädchen und ein Drittel der Knaben sich bei einer Invasion verstecken oder ins Ausland gehen. Das, überwiegend von Mädchen geäußerte Mitleid mit den toten, verstümmelten und verwundeten Soldaten führte ebenfalls nicht dazu, die Notwendigkeit zu kämpfen, in Frage zu stellen (Plecher 1915). Auch für Erwachsene dürfte das Zusammenspiel von Kriegsalltag und Zensur auf der einen und der Schwierigkeit, einmal gebildete Schemata zu verändern, auf der anderen Seite

dazu geführt haben, den Widerspruch zwischen Kriegsrealität und kriegsakzeptierenden Schemata zu tolerieren. So wie vor dem Krieg Kriegsablehnung neben Kriegsverherrlichung stand, so wechselten während des Krieges Kampfgeist ab mit Fatalismus, Siegeszuversicht mit Verzweiflung, Hass mit Mitleid. Angehörige der gegnerischen Nationen wurden mal als Feind, mal als Mensch wahrgenommen. Nicht nur die Kognitionen, auch das individuelle Verhalten während des Krieges war voller Widersprüche. Der wissenschaftliche Austausch zum Beispiel zwischen deutschen und englischen Psychologen ging häufig weiter (Hohenthal 2017). Selbst an den Fronten gab es Verbrüderung und Liebesbeziehungen zwischen den „Feinden“.

Gleichzeitig verhinderte zum einen die Zensur Kriegskritik, zum anderen erstickte die Kriegsrealität selbst die Thematisierung von Widersprüchen, indem sie keinen Raum für die Hinterfragung und Veränderung der einmal gebildeten affirmativen Kriegsschemata bot. Der Krieg stärkte im Gegenteil, so lange er führbar war, paradoxerweise kriegsbejahende Schemata. Die Umstellung der Wirtschaft, Verwaltung, Presse und des gesamten Alltags auf Krieg fand seine Entsprechung in den mentalen Strukturen der Bevölkerung. Denn im Krieg wuchs die Bedeutung derjenigen Institutionen, gesellschaftlichen Diskurse und Interaktionspraktiken, die vor dem Ersten Weltkrieg den Stoff für die Entwicklung positiver Kriegsschemata gebildet hatten: Das Militär gewann an Bedeutung, die Kriegspropaganda nährte affirmative Kriegsvorstellungen, Zerstören und Töten wurde zur täglichen Praxis, Kriegskritik zum Landesverrat und selbst im Spiel der Kinder dominierte der Krieg (Lück/Rothe 2017). Nicht zuletzt bestärkte das Bewältigen des Kriegsalltags die

Vorstellung von Krieg als hinzunehmendem Schicksalsschlag, als eine der vielen Facetten des von Gott geschickten oder durch die Natur bedingten Elends menschlichen Daseins.

Schemata sind eine weitere kognitive Eigenheit, die eine Interpenetration des kognitiven und politischen Systems ermöglicht. Stabile Schemata sind für die Orientierung und Verständigung in der sozialen Welt unerlässlich. Ihre Stabilität kann aber auch zur Akzeptanz einer inhumanen Realität führen. Ähnlich erleichtert häufig das Ausblenden von Widersprüchen den Alltag, verhindert aber, dass Schemata hinterfragt und eingefahrene Denkstrukturen verändert werden. So sinnvoll stabile Wissensstrukturen und eine hohe Widerspruchstoleranz für eine effiziente Alltagsbewältigung sind, so hinderlich sind sie, wenn eine veränderte Umwelt neue Wissensstrukturen erfordert.

Exkurs II: Kriegsbegeisterung im August 1914

Die Kriegsbegeisterung im August 1914 wurde in ihrer Rezeption meist überschätzt. „Parallel zur Entwicklung des offiziellen, mythischen Narrativs trat im Verlauf des Krieges die reale Erinnerung an das ‚Augusterlebnis‘ immer mehr in den Hintergrund“ (Verhey 2000: 202). Auch die, von LeBon (1915) entwickelte und später propagandistisch benutzte These, die Kriegsbegeisterung der Massen hätte die Politiker in den Krieg gezwungen, hält einer historischen Analyse nicht stand. Zwar gab es in den ersten Augusttagen in vielen Städten volksfestähnliche Stimmungen. Dies war aber ein zeitlich und regional begrenztes Phänomen. Insgesamt gab es ein breites Spektrum von Reaktionen auf den Kriegsbeginn, die von Verweigerungshaltung über Ratlosigkeit und Erschütterung bis

zu patriotischem Überschwang und Hysterie reichten (Hirschfeld/Krumeich 2013: 51-70). Vor allem Intellektuelle begeisterten sich in Übereinstimmung mit ihren illusionären Kriegsvorstellungen für den Krieg. Plötzlich meldete sich der deutsche Professor, der bisher in regem wissenschaftlichen Austausch mit französischen oder britischen Kollegen stand, der Schriftsteller, der sich als Weltbürger fühlte, der Künstler, der den französischen Impressionismus bewunderte oder der Bildungsbürger, der für die Kunstwerke der italienischen Renaissance schwärmte, freiwillig an die Front oder bedauerte, dass er aus Altergründen nicht mehr mitmachen konnte.

Das Phänomen, dass die öffentliche Meinung innerhalb weniger Tage oder Wochen umkippen kann, wenn durch das Zusammenspiel von realen Gefährdungen und Propaganda eine Bedrohungssituation erzeugt wird, konnte auch in anderen Kriegssituationen wie dem Kriegseintritt der USA 1941 (Müller-Brettel 2004b: 50) oder der Entscheidung zum Kosovokrieg 1999 (Müller-Brettel 2013: 35) beobachtet werden. Dass 1914 in kurzer Zeit aus dem britischen Kaufmann der geldgierige Engländer, aus den bewunderten französischen Künstlern der kulturlose Erbfeind, aus dem Väterchen Russland der existenzbedrohende russische Bär und aus den, wegen ihrer wissenschaftlichen Erfolge und wirtschaftlichen Leistungen geschätzten, Deutschen Gräueltaten begehende Barbaren wurden (Müller-Brettel 1994), kann mit Untersuchungen über pazifistische und militaristische Einstellungen kaum erklärt werden.

Wie schon oben erwähnt (1.1/Seite 4), können Bestandteile der Umwelt für ein System wichtiger werden als seine eigenen Bestandteile. Das heißt, in einer realen oder vermeintlichen

Bedrohungssituation können die Erfordernisse der sich im Krieg befindenden Nation zu einem für das Handeln des Einzelnen bedeutsameren Antrieb als eigene Bedürfnisse werden. Die durch einen Kriegseintritt veränderten Gesellschaftsbedingungen werden so zu konstitutiven Bestandteilen des psychischen Systems des jeweiligen Gesellschaftsmitglieds. Nicht nur die Güterproduktion, die öffentliche Verwaltung oder der Schulunterricht, auch die Kognitionen, das Sozialverhalten und die Emotionen der Bürger und Bürgerinnen werden auf Krieg umgestellt. Aus einer verbalen Kriegsschwärmerei wird reale Kriegsbegeisterung, aus der latenten Kriegsbereitschaft die aktive Kriegsbeteiligung, aus Ressentiments Hass und aus dem ausländischen Kollegen der unmenschliche Barbar. Voraussetzung dafür ist allerdings, dass es schon vor dem Krieg eine, wenn auch nur latent vorhandene, allgemeine Kriegsakzeptanz und wertende Unterscheidungen in Form einer oft unterschwellig Abwertung der Angehörigen fremder Ethnien oder Nationen gibt.

5. Zusammenfassung

Krieg ist ein gesellschaftlicher Prozess, der sich aus vielen Quellen speist. Eine dieser Quellen sind Eigenheiten der humanen Psyche. Da Kriege kollektive Prozess sind, kann sich eine Friedenspsychologie nicht allein auf die Analyse individuellen Verhaltens stützen. Sie muss vielmehr fragen, welche kognitiven, sozialen und emotionalen Mechanismen die gegenseitige Durchdringung psychischer und gesellschaftlicher Prozesse ermöglichen. Anhand der Systemtheorie von Luhmann habe ich die wechselseitigen Abhängigkeiten zwischen Individuen und Gesellschaft beschrieben als Interpenetration von psychischen und gesellschaftlichen Systemen. Im

vorliegenden Artikel habe ich am Beispiel des Ersten Weltkrieges einige kognitive Mechanismen diskutiert, die die Interpenetration des kognitiven und politischen Systems in Europa ermöglichten. Ich habe beschrieben wie zu Beginn des 20. Jahrhunderts in den militärisch geprägten Gesellschaften a) so nützliche Faustregeln wie simple Heuristiken die Kriegsentscheidungen erleichterten; b) die Fähigkeit, Imaginationen zu entwickeln, bei Künstlern und Wissenschaftlern zur Formulierung und Kommunikation von sozialen Repräsentationen führten, die die Funktion und Realität von Militär und Krieg verklärten; c) die Verwobenheit von Militär und Zivilgesellschaft, illusionäre soziale Repräsentationen von Krieg, militär- und kriegsbejahende Bildungsinhalte, sowie Gewalt und Gehorsam als akzeptierte, gesellschaftliche Interaktionsformen zur Bildung affirmativer Kriegsschemata beitrugen und d) die Stabilität einmal gebildeter Schemata in den ersten Kriegsjahren eine hohe Toleranz gegenüber dem Widerspruch zwischen positiven Kriegsvorstellungen und der erlebten Kriegsrealität ermöglichte. Die Interpenetration der psychischen und politischen Systeme bewirkten, dass im Krieg Elemente des penetrierenden Systems Krieg wie Hass auf sogenannte Feinde, Zerstören und Töten für das aufnehmende System Mensch wichtiger wurden als konstitutive Elemente des Systems Mensch wie Tötungshemmung, Selbsterhaltungstrieb oder das Bedürfnis nach Bindung. Dies mag wesentlich dazu beigetragen haben, dass es kaum Widerstand sowohl gegen den Kriegsbeginn wie auch gegen die Fortführung des Krieges nach den ersten Niederlagen gegeben hatte.

Auch wenn die vorrangige Aufgabe der Friedenspsychologie die Analyse von Prinzipien einer Kultur des Friedens ist (Boehnke

et al. 2004: 31-34), so bleibt die Analyse der psychischen Bedingungen von Kriegen notwendig, so lange es Kriege gibt. Die Systemtheorie von Luhmann bietet meiner Meinung nach ein hilfreiches Instrumentarium, die Wechselbeziehungen zwischen Individuen und Gesellschaft, zwischen psychischen und gesellschaftlichen Systemen zu analysieren. Die Identifizierung weiterer kognitiver, sozialer und emotionaler Mechanismen, die die Interpenetration der Systeme Mensch und Krieg ermöglichen, könnte zur Klärung der Frage beitragen, warum Menschen immer wieder bereit sind, Kriege zu führen und warum einmal begonnene Kriege so schwer zu beenden sind.

Literatur

Adler, Alfred 1919: Die andere Seite. Eine massenpsychologische Studie über die Schuld des Volkes, Wien.

Anderson, Benedict 1996: Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts, Frankfurt a.M..

Birckenbach, Hanne-Margret/Wellmann, Christian 1990: Eskalation oder Verantwortung? Über den Umgang mit der irakischen Aggression gegen Kuwait, in: Birckenbach, Hanne-Margret/Jäger Uli/Wellmann Christian (Hrsg.): Jahrbuch Frieden 1990. Ergebnisse, Entwicklungen, Analysen, München, 98-111.

Bloch, Jan van 1899: Der Krieg. Der zukünftige Krieg in seiner technischen, volkswirtschaftlichen und politischen Bedeutung, Berlin.

Boehnke, Klaus/Christie, Daniel J./Anderson, Anne 2004: Psychologische Beiträge zu einer Kultur des Friedens, in: Sommer/Fuchs 2004, 31-43.

Boesch, Ernest E. 1988: Handlungstheorie und Kulturpsychologie, in: Psychologische Beiträge 30, 233-247.

Bourdieu, Pierre 2005: Die verborgenen Mechanismen der Macht. Herausgegeben von Margareta Steinrücke, Hamburg.

Bourdieu, Pierre 2013: Politik. Schriften zur Politischen Ökonomie 2, Berlin

Chickering, Roger 2002: Das Deutsche Reich und der Erste Weltkrieg, München.

Clark, Christopher 2013: Die Schlafwandler. Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog, München.

Damerow, Peter 1993: Zum Verhältnis von Ontogenese und Historiogenese des Zahlbegriffs, in: Edelstein, Wolfgang/ Hoppe-Graff, Siegfried (Hrsg.): Die Konstruktion kognitiver Strukturen: Perspektiven einer konstruktivistischen Entwicklungspsychologie, Bern, 195-259.

Diels, Hermann/Kranz, Walther 1961: Die Fragmente der Vorsokratiker, Band 1, Berlin.

Dörner, Dietrich 1982: Über die Schwierigkeiten menschlichen Umgangs mit Komplexität, in: Psychologische Rundschau 31: 2, 163-179.

Dörner, Dietrich 2001: Bauplan für eine Seele, Reinbek.

Entman, Robert 1993: Framing. Toward Clarification of a Fractured Paradigm, in: Journal of Communication 43: 4, 51-58.

Erikson, Erik H. 1965: Psychoanalysis and ongoing history: Problems of identity, hatred and nonviolence, in: American Journal of Psychiatry, 122:3, 241-253.

Fiedler, Klaus/Wänke, Michaela 2013: Why Simple Heuristics Make Life Both Easier and Harder: A Social-Psychological Perspective, in: Hertwig /Hoffrage /ABC Research Group, 2013, 487-515.

Flammer, August 1996: Entwicklungstheorien. Psychologische Theorien der menschlichen Entwicklung, Bern.

Frevert, Ute 2001: Die kasernierte Nation. Militärdienst und Zivilgesellschaft in Deutschland, München.

Gigerenzer, Gerd 2015: Simply Rational: Decision Making in the Real World, New York NY.

Goethe, Johann Wolfgang 1996: Der Tragödie erster Teil, in: Trunz, Erich (Hrsg.): Goethe Faust. Der Tragödie erster und zweiter Teil, München, 20-145.

Goffman, Erving 1975: Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität, Frankfurt a.M..

Haase, Sven 2009: Der patriotische Ernstfall und seine Literarisierung. Berliner Professoren und Studenten in den Befreiungskriegen, in: Berg, Matthias/Thiel, Jens/Walther, Peter Th. (Hrsg.): Mit Feder und Schwert. Militär und Wissenschaft – Wissenschaftler und Krieg. Stuttgart, 75-93.

Haydt, Claudia 2015: Medien und Konflikteskalation, in: Haydt, Claudia/ Kulow, Karin/ Leukefeld, Karin/Gert Sommer: Feindbilder und Konflikteskalation. Beilage zu Wissenschaft und Frieden 4-2015, 8-13.

Heraklit 1986: Fragmente. Griechisch und Deutsch, München.

Hertwig, Ralph/Hoffrage, Ulrich/ABC Research Group 2013: Simple Heuristics in a social world, New York.

Hirschfeld, Gerhard/Krumeich, Gerd 2013: Deutschland im Ersten Weltkrieg, Frankfurt a.M..

Hoffmann, Dieter 1993: Operation Epsilon. Die Farm-Hall-Protokolle oder Die Angst der Alliierten vor der deutschen Atombombe, Berlin.

Hohenthal, Andrea Gräfin von 2017: Wissenschaft im Krieg? Der Austausch zwischen deutschen und britischen Psychologen während und nach dem Ersten Weltkrieg, in: Journal für Psychologie 25: 1, <https://www.journal-fuer-psychologie.de/index.php/jfp/issue/view/50>.

Jacob, Susanne 2004: Soziale Repräsentationen und Relationale Realitäten. Theoretische Entwürfe der Sozialpsychologie bei Serge Moscovici und Kenneth J. Gergen, Wiesbaden.

James, William 1910: The Moral Equivalent of War, in: The Popular Science Monthly 77, 400-412.

Janis, Irving Lester 1983: Groupthink. Psychological Studies of Policy Decisions and Fiascoes, Boston MA.

Kimmins, Charles William 1915: The Special Interests of Children in the War at Different Ages, in: Journal of Experimental Pedagogy and Training College Record 2: 3, 145-152.

Krüger, Uwe 2013: Meinungsmacht. Der Einfluss von Eliten auf Leitmedien und Alpha-Journalisten – eine kritische Netzwerkanalyse, Köln.

Kurz, Robert 1999: Schwarzbuch Kapitalismus. Ein Abgesang auf die Marktwirtschaft. Frankfurt a.M..

Lange, Lydia 2006: Einfluss durch Täuschung, Herbolzheim.

Le Bon, Gustave 1915: Enseignements psychologiques de la guerre européenne, Paris.

Lipp, Karlheinz/Lütgemeier-Davin, Reinhold/Nehring, Holger 2010: Frieden und Friedensbewegungen in Deutschland: 1892-1992. Ein Lesebuch, Essen.

Lück, Helmut E./Rothe, Miriam 2017: Kinder erleben den Weltkrieg. Empirische Untersuchungen zu Beginn des Krieges, in: Journal für Psychologie 25: 1, <https://www.journal-fuer-psychologie.de/index.php/jfp/issue/view/50>.

Luhmann, Niklas 2015: Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie, Frankfurt a.M..

Luostarinen, Heikki 1998: Die Konstruktion nationaler Identitäten in den Medien. Einführung in ein Forschungsprojekt, in: Kempf, Wilhelm /Schmidt-Regener, Irena (Hrsg): Krieg, Nationalismus, Rassismus und die Medien, Münster, 143-148.

Martynkewicz, Wolfgang 2009: Salon Deutschland. Geist und Macht 1900-1945, Berlin.

Mausfeld, Rainer 2015: Warum schweigen die Lämmer. Demokratie, Psychologie und Techniken des Meinungs- und Empörungsmanagements, <https://youtu.be/Rx5SZrOs6M>; 4.08.2015.

Meulen, Jan S. van der 1982: Einige Eigentümlichkeiten der Kriegserzählung, in: Zoll, Ralf (Hrsg.): Sicherheit und Militär: Genese, Struktur und Wandel von Meinungsbildern in Militär und Gesellschaft. Ergebnisse und Analyseansätze im internationalen Vergleich, Opladen, 155-162.

Müller-Brettel, Marianne 1994: Psychologische Beiträge im Ersten Weltkrieg: Ausdruck von Kriegsbegeisterung und Patriotismus oder Ergebnis des Entwicklungsstandes psychologischer Theorie und Forschung?, in: Psychologie und Geschichte 6: 1/2, 27-47

Müller-Brettel, Marianne 2004a: Der Krieg und die Kultur. Eine evolutionspsychologische Perspektive, in: Wissenschaft und Frieden 23: 2, 51-53

Müller-Brettel, Marianne 2004b: Zwischen Masse und Individuum: Geschichte der Friedenspsychologie, in: Sommer/Fuchs 2004, 44-56.

Müller-Brettel, Marianne 2013: Mein Freund zieht in den Krieg. Ein Streitgespräch über Kriege und die Schwierigkeit, sie abzuschaffen, Blankenfelde.

Münkler, Herfried 2013: Der große Krieg. Die Welt 1914 bis 1918, Berlin.

Newberg, Andrew/D'Aquili, Eugene/Rause, Vince 2003: Der gedachte Gott. Wie Glaube im Gehirn entsteht, München.

Paul, Gerhard 2004: Bilder des Krieges - Krieg der Bilder. Die Visualisierung des modernen Krieges, Paderborn.

Piaget, Jean 1988: Das Weltbild des Kindes, München.

Pinker, Steven 2011: Gewalt: Eine neue Geschichte der Menschheit, Frankfurt a.M..

Plamper, Jan 2012: Geschichte und Gefühl. Grundlagen der Emotionsgeschichte, München.

Plecher, Hans 1915: Der große Krieg im Urteile der Jugend, in: Zeitschrift für Kinderforschung, 20, 289-303.

Reichherzer, Frank 2012: „Alles ist Front!“. Wehrwissenschaften in Deutschland und die Bellifizierung der Gesellschaft vom Ersten Weltkrieg bis in den Kalten Krieg, Paderborn.

Reimann, Michael/Kempf, Wilhelm 1992: Information politics. Informationsbedürfnis, Mediengebrauch und Informiertheit über Völkerrechtsverletzungen im 2. Golfkrieg, Konstanz.

Rosenberger, Bernhard 1998: Zeitungen als Kriegstreiber? Die Rolle der Presse im Vorfeld des Ersten Weltkrieges, Köln.

Scarry, Elaine 1992: Der Körper im Schmerz. Die Chiffren der Verletzlichkeit und die Erfindung der Kultur, Frankfurt a.M..

Scheler, Max 1917: Der Genius des Krieges und der Deutsche Krieg, Leipzig.

Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas 1975: Strukturen der Lebenswelt, Band 1, Neuwied.

Selten, Reinhard 2001: What is Bounded Rationality?, in: Gigerenzer Gerd/Selten, Reinhard (Hrsg.): Bounded Rationality. The Adaptive Toolbox, London, 13-36.

Sémelin, Jacques 2007: Säubern und Vernichten. Die Politik der Massaker und Völkermorde, Hamburg.

Skinner, Burrhus Frederic 1974: Die Funktion der Verstärkung in der Verhaltenswissenschaft. Contingencies of Reinforcement, München.

Sommer, Gert 2004: Feindbilder, in: Sommer/Fuchs 2004, 303-316.

Sommer, Gert/Fuchs, Albert (Hrsg.) 2004: Krieg und Frieden. Handbuch der Konflikt- und Friedenspsychologie, Weinheim.

Staeuble, Irmingard 1991: Könnte Psychologie auch anders aussehen? Zur historischen Rekonstruktion von Alternativen, in: Lück, Helmut E./Miller, Rudolf (Hrsg.): Theorien und Methoden psychologiegeschichtlicher Forschung, Göttingen, 33-42.

Tomasello, Michael 2002: Die kulturelle Entwicklung des menschlichen Denkens, Frankfurt a.M..

Verhey, Jeffrey 2000: Der Geist von 1914 und die Erfindung der Volksgemeinschaft, Hamburg.

Vollhardt, Johanna Ray/Cohrs, J. Christopher 2013: Aktuelle sozialpsychologische Beiträge zur Friedens- und Konfliktforschung, in: Zeitschrift für Frieden- und Konfliktforschung 2: 2, 246-277.

Weiß, Anja 2013: Rassismus wider Willen. Ein anderer Blick auf eine Struktur sozialer Ungleichheit, Wiesbaden

Winnicott, Donald Woods 1973: Vom Spiel zur Kreativität, Stuttgart.